

Alle verlockenden Angebote der Privatwirtschaft schlug Clay aus. Er wollte Berufsoffizier bleiben, obwohl er 17 Jahre warten mußte, um vom Oberleutnant zum Captain befördert zu werden. Damals, vor dem Kriege, konnte in der US-Armee nur dann befördert werden, wenn durch Ueberalterung oder Tod eines Vorgesetzten eine Stelle frei wurde.

Die Soldaten-Neigung ist dem Südstaat-Mann als Erbeil überkommen. Sein Großvater mütterlicherseits fiel im Sezessionskrieg 1863. Er hatte auf seiten der Konföderierten, der unionsfeindlichen und sklavenshaltenden Südstaaten, gefochten. Diesen Krieg hatte ein Vorfahr väterlicherseits, der Kentucky-Senator Henry Clay, als Außenminister durch erfolgreiche Vermittlung zwischen Nord und Süd zehn Jahre lang hinausschieben können.

In die Fußtapfen dieses Henry Clay trat auch Alexander Clay, der Vater des Generals. Der begann als Rechtsanwalt in der Kleinstadt Marietta, Georgia. Dort wurde ihm am 23. April 1897 Lucius DuBignon als fünftes Kind geboren. Fünf Jahre später entsandte ihn sein Heimatstaat als Senator nach Washington. Aus dieser Ueberlieferung, meint Londons „Observer“, bekam Lucius seine „föderalen und strengen, tiefverankerten antizentralistischen Neigungen, die General Clays Arbeiten in Deutschland kennzeichnen“.

Der Vater nahm den Sohn auch mit in den Kongreß. Als Pagen. Dann schickte er ihn auf die Militärakademie Westpoint. 1918 machte Lucius DuBignon sein Examen. Im gleichen Jahr heiratete er, 21jährig.

Schon als Kadett hatte er durch einen Zufall Marjorie McKweon kennengelernt. Eigentlich war die blonde Tochter eines Newarker Industriellen mit einem anderen Kadetten zum Tanz verabredet gewesen. Aber der konnte sie, durch den Dienst verhindert, nicht abholen, und so fiel die junge Dame, als sie beim Aussteigen aus dem Bus über ihren langen Rock stolperte, Lucius geradezu in die Arme.

Zwölfmal ist seitdem in ihrer Ehe Marjorie Clay mit ihrem Mann umgesiedelt. Als aber ihr zweiter Sohn Frank, der wie der ältere Lucius jr. bei der Armee in Europa dient, in Berlin eine Amerikanerin heiratete, da durfte sie ebensowenig dabei sein wie die Brautmutter. Der General wollte auch für seine eigene Familie keine Ausnahmen zulassen. Reisen von Besatzungsangehörigen nach Deutschland waren damals gerade verboten.

Das ist Monate her. Heute gehört auch Mrs. Clay zu Berlin. Als ihr kürzlich Rückzugsabsichten nachgesagt wurden, erklärte sie, sie mache weiter mit und bleibe in Berlin, in ihrer kiefernumstandenen Villa in Dahlem, Im Dol 43.

Der Tag des Militärgouverneurs beginnt morgens um 6.30 Uhr. Um 8 sitzt er an seinem Walnuß-Schreibtisch im Office. Er arbeitet 11 bis 12 Stunden durchgehend. Seine Sekretärinnen arbeiten in zwei Schichten. Ihre Hauptaufgabe: die handschriftlich geschriebenen Briefe des Generals abzuschreiben.

Ständiger Begleiter Clays ist ein kleiner Scotch-Terrier, der auf den Namen George hört. Der Hund wurde dem General von seinem früheren Fahrer Jan de Boer geschenkt, als der selbst in die Heimat zurückkehrte. Seitdem unterrichtet Clay ständig seinen einstigen Chauffeur über das Befinden Georges.

Schon manchem gewichtigen Besucher passierte es, daß ihm George auf den Schoß sprang. Clay pflegt sich dann lächelnd zu entschuldigen und den Gast darauf hinzuweisen, daß er eben auf Georges Stuhl sitze. Der schmale Mann von mittlerer Größe

mit der überlebensgroßen Nase unter den dichtschwarzen Brauen zeigt immer ein wohlüberlegtes Lächeln. Man fürchtet seine Fähigkeit zu überraschenden Temperamentsausbrüchen und sein Arbeitstempo.

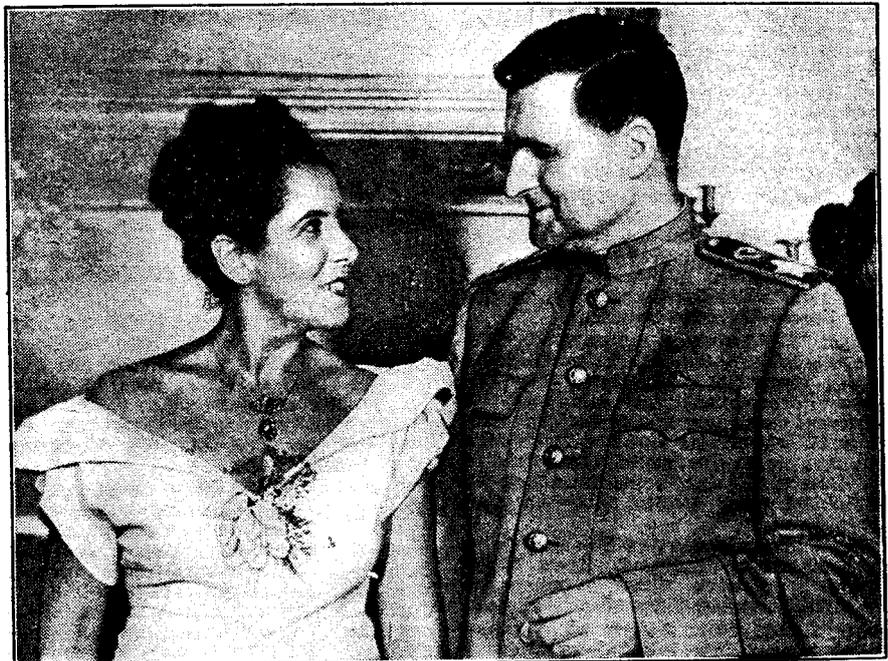
Unbedingte Höflichkeit bewahrt er nur den deutschen Politikern gegenüber, die oft nicht wissen, woran sie mit ihm sind. Bei Leuten, die unter ihm arbeiten, ist er manchmal erfrischend unhöflich, bis zur Brutalität.

So sagte er einem Universitätsprofessor, der in der Denkmalbetreuungs-Abteilung von OMGUS tätig war und sich durch

Endziel bleibt: den gewählten Magistrat mit seiner westlich orientierten Mehrheit völlig auszuschalten.

SPD-Stadtrat Paul Füllsack, mit seinem euphemistischen Namen für die Berliner Ernährung bürgend, war der Sündenbock, der sowjetische Befehle sabotiert haben sollte. Paul Letsch, bewährter KPD-Berzirksbürgermeister in der Sturmzeit 1943, bekam den neuen Posten, für die gesamte Nahrungsvorsorgung Berlins durch die Lebensmittelgeschäfte des sowjetischen Sektors zu sorgen.

2800 neue Geschäfte sollen am 1. August eröffnen, wollen die Sowjets.



Empfang bei Pani Pravina: Sokolowski muß dementieren

langatmig dozierende Referate auszeichnete, in trügerisch sanftem Ton: „Finden Sie nicht, Sir, daß es Zeit ist, Ihren großen Mund zuzumachen?“ Der Professor reiste ab.

Als Clay jetzt aus Washington zurückkam, fanden ihn einige Beobachter schlecht aussehend. Vor allem fielen die silbernen Schläfen des schwarzhaarigen Mannes auf. Clay ist in Berlin grau geworden.

Fehl-Druck

Falsche Fuffziger unterm Volk

Während die Westmächte ihre „Brücke des Lebens“ mit friedlichen Mitteln zu 4500 Tonnen-Tagesrekorden führen wollen, sammeln die Sowjets schwere Waffen gegen die freiheitliche Bastion West-Berlin.

Das ist sogar wörtlich zu verstehen. Auf den früheren Übungsplätzen der Wehrmacht, Jüterbog und Döberitz, wurden frisch importierte Panzer konzentriert. T 34 pflügen den märkischen Sand. Ueber die hölzerne Oder-Brücke bei Frankfurt rollten acht Verstärkungszüge mit Geschützen, Flak und Kampftruppen.

Der Schießplatz Kammersdorf südlich Berlins, wurde zum Flugplatz veredelt. Er beherbergt vorwiegend Jagdmaschinen, darunter auch besonders stabil gebaute Ramm-Jäger

Die Berlin-Politik der Sowjets ist ebenfalls auf schwere Waffen abgestimmt. Das

Güterzüge und Lastwagen voller Lebensmittel kommen in Berlin an. Sie kommen vorwiegend aus der darbenenden Ostzone. In Halle, Magdeburg und Dresden wollten sie die Grossisten gerade an den Kleinhändler verteilen. Es sollte die Restbelieferung für Juli sein.

Die für die Westsektoren abesagten erhöhten Rationen wurden im Osten versprochen. Trotzdem führen in den ersten vier Tagen nach dem Befehl nur 800 Berliner aus dem Westen in den Sowjet-Reich, um sich dort eintragen zu lassen.

Bei der Eintragung der Westberliner für Ostverpflegung gibt es einen kleinen Stempel auf dem Personalausweis. Daran ist später jeder Berliner erkennbar, der jetzt schon für den Osten optierte.

Das Angebot der sowjetischen Regierung, ganz Berlin zu sättigen, macht nach östlicher Meinung die Tag und Nacht dröhnende Luftbrücke unnötig. Auftrieb für diese Forderung: Der Flugzeugabsturz über Berlin-Friedenau

349 534 konnte man im Scheinwerferlicht auf dem Leitwerk der abgestürzten Maschine lesen. Der Unglückstyp Dakota hatte zwei neue Opfer gefordert. Der Wind stand in der Nacht zum Sonntag ungünstig. Die vollbeladenen Maschinen mußten genau von Westen zum Tempelhofer Flugfeld einschweben. Ueber Friedenau und Schöneberg hinweg, wo etliche Kirchen, Gasometer und Schornsteine in den Himmel ragen. Die warnen mit roten Lampen, aber nicht während der üblichen Stromsperrn.

„Ernste Gefährdung der Luftsicherung“, lautet der Tenor in den Nachrichten der Ostpresse. Und „Gefährdung ziviler Menschenleben“.

Besonders empört berichteten SED-Zeitungen über die völlig vernichtete alt-historische Sammlung des Wissenschaftlers Pastenaci. Er wollte ein Werk über die Weltgeschichte schreiben.

Kurt Pastenaci verdient den SED-Beistand. In der sowjetischen Liste der auszuwählenden Literatur nimmt er mit 18 Index-Büchern über Germanentum und Führertreue fast eine ganze Seite ein.

In den westlich lizenzierten Blättern am Berliner Zeitungsbaum dominierten dagegen epische Skandalgeschichten vom Umtausch der vier Wochen alten Tapetenmark in die „Deutsche Mark der deutschen Notenbank“. Die kurze Lebensdauer der mit Spezial-Kupons überklebten Reichsmarkscheine überraschte. Nach Experten-Rechnungen muß das neue Geld der Sowjetzone schon während der Westwährungsreform fertig gewesen sein.

Die amtliche Abkürzung wurde mit DM festgelegt. Um Verwirrung zu stiften. Aber die Berliner sind hell genug, um DM von DM unterscheiden zu können. Die Gleichstellung der beiden Währungen ist indiskutabel. Die Berliner wissen, worauf die Zonenwährungen basieren.

Einer Wildweststory entnommen, wirken die Szenen, die sich beim Geldumtausch abspielten. Angelpunkt der gesamten Tauschaktion war das Haus der Wirtschaftskommission (ehemaliger Besitzer Göring) in der Berliner Stadtmitte. Von dort gingen die Durchführungsbefehle ab. Dort würde der Tausch besonders gut organisiert sein, hofften tausende Berliner.

Der Andrang am ersten Tag war dementsprechend beängstigend. Etwa 20 000 Menschen standen dicht zusammengedrängt Hunderte von Metern lang Schlange.

Der Tausch selbst dauerte oft pro Abnehmer eine Stunde lang. Es sprach sich schnell herum, daß die Beamten Anweisung hatten, möglichst viele Scheine für ungültig zu erklären. Die SMA wolle auf diesem kalten Wege eine erneute kleine Abschöpfung des „Geldüberhangs“ der Ostzone erreichen.

Ein Kaufmann, der mit seiner finanziellen Grundlage von 18 000 Tapetenmark in die Wiko hineinging, kam als armer Mann wieder heraus. 15 000 Mark hatte man als Falschgeld erklärt und nur den Rest umgetauscht. Er versicherte sofort an Eides Statt, das Geld erst vor wenigen Tagen auf einer Bezirksbank erhalten zu haben. Es half nichts. So ging es vielen.

Bei Beginn der Klebeaktion der Kuponmark wurde von den Banken auch auf gesperrte Falschgelddbeträge zurückgegriffen. Man sagte, durch den Kupon sei das Geld eben gültig geworden. Die falschen Fuffziger kamen so wieder unter Volk. Außerdem gab es bei dem übereilten Druck der Klebmarken viele Fehldrucke, die ohne Bedenken mit verklebt wurden. Drittens war die Fälschung der Kupons nicht schwer. Geld dieser drei Kategorien wurde jetzt unnachsichtig beschlagnahmt.

Das gab Tumultszenen. Die Polizei büßte die Nerven ein und schlug mit Holzknüppeln (Gummi ist östlich der Elbe rar). Verletzte und Ohnmächtige wurden weggetragen.

Vorzeitig schloß die Wiko-Stelle am ersten Tage die Tore. Das empörte Volk hinter den Gittern des Hofes mußte durch Polizei besänftigt werden. Manche blieben in dieser Nachmittagsstunde gleich für den nächsten Tag stehen.



Newsweek
Der erste Schritt wäre nicht der letzte

Der Schuldige wurde leicht entdeckt. Der Berliner Magistrat hatte versäumt, die notwendigen Vorarbeiten für den Umtausch zu leisten, stellte man in Karlshorster Deutsch fest. Nur dadurch sei ein solches Chaos möglich. Dabei war der Magistrat gar nicht über die Währungspläne unterrichtet.

Vielleicht genügt aber der Doppelfall Markgraf und Stumm schon zum Aufklatschen der Berliner Verwaltung in einen West- und einen Ostapparat. Der zweite Bürgermeister, Ferdinand Friedensburg, war lange Zeit als Aufsichtsherr über die Berliner Polizei der Beschützer des selbstherrlichen Polizeipräsidenten Paul Markgraf (Ritterkreuzträger a. D., als Moskuschüler 1945 per Flugzeug z.B.V. nach Berlin gekommen, s. „Spiegel“ Nr. 12/48). Jetzt riß selbst Friedensburg die Geduld.

Er suspendierte den renitenten Berufssoldaten und bestätigte den sozialdemokratischen Doktor Johannes Stumm als Vertreter. Da mußten die Sowjets rot sehen. Denn Stumm ist von ihnen schon zwei-



Gelungen
Wohlebs Bildungsexperiment

mal abgebaut worden. Vor 18 Monaten sollte er Stadtrat für Entnazifizierung werden. Vor gut einem Jahr versuchte man schon einmal, ihm die kommunistisch gelenkte Polizei in die Hände zu spielen. Er sollte zu jener Zeit ein „Amt zum Schutz der Demokratie“ aufbauen. Aber Karlshorst dachte sich die Berliner Demokratie anders.

Jetzt antwortete Sektorenkommandant Kotikow wiederum prompt: Markgraf bleibe im Amt, Stumm, der „Spalter“, sei sofort zu entlassen, Friedensburg sei zu ermahnen, sich nicht an spalterischen Handlungen zu beteiligen. Die West-Alliierten, die im Fall Markgraf die Initiative den Deutschen überlassen hatten, konnten ihre Hände nunmehr in echt russischer Unschuld waschen: Markgraf sei rechtens suspendiert, Stumm werde anerkannt, Kotikow könne nicht allein in Berlin befehlen.

Luise Schroeder zwischen den vier Herren, noch immer mit Sitz im Ostsektor, entschied sich für diplomatisch verbrämten Ungehorsam gegen Kotikow. Dr. Stumm zieht als neuer „PoPrä“ in eine Kaserne im amerikanischen Sektor, Markgraf bleibt in der Zentrale am Alex, nur für den sowjetischen Sektor zuständig.

Die Spaltung der Berliner Verwaltung hat auf allen Gebieten parallele Erscheinungen. Der Gründung der Freien Universität folgt der Aufruf zu einem Freien Kulturbund. Der Presseverband ging in zwei Teile, die Bühnengenossenschaft separierte sich vom FDGB, und im Schutzverband Deutscher Autoren gärt es auch stark.

Die Grenzpfähle am Brandenburger Tor scheinen unvermeidlich zu sein, seit Karlshorst einen UP-Korrespondenten demontierte. Der hatte auf einer Party des polnischen Generals-Ehepaars Pravin mit seinem Schnapsglas beim Russengeneral Sokolowski gestanden. Von ihm wollte er die hoffnungsvolle Neuigkeit gehört haben, die russische Blockade sei eine Maßnahme gegen amerikanische Reiseperrren für Sowjets und könne Zug um Zug mit diesen Sperrern aufgehoben werden.

Den Berlinern ist nicht wohl, wenn sie auf die kompromißbeifigen Stimmen aus dem Westen hören. Das Ansehen, das die Westmächte durch die kühne Konstruktion der Luftbrücke erworben haben, schwindet bei ihrem Kürzertreten leicht. Im OMGUS-Vorzimmer erzählt man sich, der passionierte Zigarettenverbraucher Clay habe in Washington eine mittelschwere Zigarre rauchen müssen. Seine „Kriegs“-Erklärung (wir können aus Berlin nur durch Krieg vertrieben werden) sei im Weißen Haus unliebsam vermerkt worden.

Badische Eigenart

Durchfall nach Punkten

In der Studien-Räte-Republik Südbaden gelang unter dem Staatspräsidenten, Kultus-Minister und Ex-Gymnasial-Professor Leo Wohleb der Nachweis, daß die badischen Abiturienten in diesem Jahr „letzte Klasse“ seien. Dank einem Experiment.

Die Prüfungskommission setzt sich in „badischer Eigenart“ (Kultusministerium) aus fremden Prüfern zusammen, aus schulfremden, wie gelegentlich behauptet wird. Der Durchfall war so eruptiv, daß der Prozentsatz der Opfer verschwiegen wurde. Im Offenburger Gymnasium waren es 7 von 13, in der Oberrealschule 14 von 42, an der Mädchen-Realschule 15 von 29.

Die Fragen des Zentralabiturs waren eines Schnellkertenrainers würdig. „Welches war der Lieblingswein Ciceros?“